Haus und Welt

Der Sinn des Lebens

Ein Hagelschauer riß mit rauher Hand
Von einem Baum einst eine zarte Blüte.
Ein Spielball ward sie in des Sturmes Gewüte.
Der schleift sie grausam durch Gestrüpp und Sand.

Bis sie an einem Dornbusch Ruhe fand,
Wo sie ihr schwaches Leben still versprühte.
Die Hülle schmolz. Als rot der Tag verglühte,
Begrub ein Wurm sie an des Weges Rand.

Ein süßer Hauch nur blieb, den man entschweben
Zum ew'gen Himmel sah, der fern vom Erden-
Getriebe, Sturm und Not. Denn nicht gegeben
Ward uns der Leib zum Tragjoch von Beschwerden.
Ein Saitenspiel ist er. Und unser Leben
Hat einen Sinn nur: daß wir Seelen werden.

Nach dem Sturm

Von Paul Haupt.

Die Zeitungen wußten es zuerst. Die Pressekorrespondenten hatten Angst, von ihren Chefs wegen Bummelei getadelt zu werden, und die Redaktionen fürchteten die Konkurrenz und wollten auch nicht von ihren Lesern für nachlässig und altmodisch gehalten werden, weil sie erst verbürgte, zuverlässige Nachrichten abwarteten. Als aber den Fischern in dem kleinen Dorfe an der jütischen Westküste, über die der Orkan am lautesten dahingetobt hatte, die Blätter zu Gesicht kamen, in denen der Verlust des Dampfers und der vier Fischkutter mitgeteilt wurde, schüttelten sie unwillig den Kopf und meinten bedächtig, mit scheuen, abergläubischen Augen: „Wenn man jemanden totsagt, dann kann er leicht wirklich sterben." Dann sprachen sie von den vielen Möglichkeiten der Rettung. Die Kutter konnten in irgendeinem kleinen Nest an der schottischen Küste liegen oder in einer kleinen Bucht in Lee, die sie beim Herannahen des Orkans aufgesucht hatten. Selbst wenn der Sturm sie überrascht hätte, so konnte er sich mit den Segeln, mit den Masten, schlimmstenfalls mit dem Steuerhause begnügt haben. Dann aber trieben die Kutter steuerlos auf hoher See herum, bis sie einmal — das konnte noch Tage dauern — ein Dampfer oder ein Schoner sichtete und mit in den nächsten Hafen nahm. Der Dampfer aber — ja, was geht eigentlich zuerst in Stücke, wenn der Sturm durch die Wanten pfeift und die See über Deck rollt? Doch natürlich die Antenne und die Radiobude. Wie sollte also der Dampfer melden, daß er, vielleicht mit Ruderschaden, umhertrieb, wenn der Orkan seine Radioanlage weggerissen hatte?

Die Schiffer schauten hinaus auf die See, die noch immer mit heftiger, hoher Dünung rollte. Sie traten wie von ungefähr in die Hütten, wo Frau und Kind der Mann und Vater fehlte, und erzählten ruhig und bedachtsam, daß sie noch gar nichts Schlimmes zu befürchten brauchten.

Als die Zeitungsblätter, auf denen die eilfertige Presse die Unglücksnachricht gebracht hatte, schon Makulatur geworden waren, als viermal der Wind am Morgen wieder aufgefrischt hatte, um gegen Abend noch mehr abzuflauen als am Abend vorher, kam eine telegraphische Mitteilung aus einem ganz kleinen norwegischen Neste, die besagte, daß dort zwei der vermißten Kutter eingelaufen seien. Während des Orkans hätten sie in Lee an unbewohnten Schären gelegen. Die Leute, die die Gegend kannten, bewiesen, daß es gar nicht anders zu erwarten gewesen sei, denn erst 48 Stunden nach einem Sturme beruhigte sich dort oben die Brandung zwischen Schären und Küste so weit, daß ein Kutter sich hindurchwagen konnte. Die mehr materiell Denkenden meinten, die beiden Kutter müßten wohl einem besonders dicken Heringsschwarm gefolgt sein, weil sie statt nach Schottland gen Norwegen gesegelt seien. (Die Korrespondenten aber brachten nichts von der Sache. Zwei Fischkutter, acht Mann Besatzung, Herrgott, dafür extra Telephonspesen? Dementis machten auch nur einen schlechten Eindruck.)

Aber die Strömung, die sich immer mehr dem Lande zuneigte, sorgte dafür, daß die Freude nicht zu groß wurde. Sie trug ein Rettungsboot kieloben auf das Riff. Als man es hereinholte, konnte man feststellen, daß es von dem Dampfer stammte. Der hatte ja freilich vier Rettungsboote gehabt, und eins davon würde leicht einmal losgeschlagen. Aber wenn wirklich der Dampfer gesunken wäre, hätten die drei anderen Boote verdammt knapp Platz für die 25 Mann Besatzung gehabt. Acht Mann davon stammten aus dem Dorfe. Von Kopenhagen waren die anderen und von Hamburg zwei Heizer. Der eine von ihnen sollte in Schlesien geboren sein. Der Teufel mochte wissen, auf welcher Stelle der Landkarte das lag.

Dann kam wieder ein Tag mit ruhigerem Seegange. Ein Dampfer tutete kurz vor dem kleinen Hafen. Er hatte einen Kutter im Schlepptau und warf ihn los. Als man den Kutter hereinholte, sah man die Notflagge am geborstenen Maste, und als man ihn im Hafen hatte, ging trauriges Geflüster von Mund zu Mund. Er war der dritte überfällige Kutter, dessen Maststumpf die See schon vor Tagen verachtungsvoll ausgespien hatte. Von den drei Mann der Besatzung lagen zwei mit schweren Quetschungen und Knochenbrüchen auf Deck. Aber immerhin, sie lebten wenigstens noch.

Am nächsten Tage brachten Fischer, die ausgefahren waren, einen Rettungsring eines Dampfers mit. Eine Fock war von Kuttern eines nördlicheren Dorfes aufgefischt worden, die die Zeichen des vierten Kutters trug. Der Rettungsring besage noch nichts, meinte man. Aber die Fock war kein gutes Zeichen. Weit draußen, auf hoher See, kam gegen Abend der Rettungsdampfer in Sicht, den die Regierung in den abflauenden Sturm geschickt hatte, um Umschau nach hilfesuchenden Schiffen zu halten. Tag und Nacht, und Nacht und Tag hatte er seitdem die schwere Dünung der Nordsee durchkreuzt.

Der Dampfer brachte Freude und Leid. Er brachte das Beiboot des vierten Kutters und seinen Schiffer und einen Matrosen. Der Matrose stand frei und groß auf dem Verdeck. Aber er winkte traurig ab, als seine Kinder ihm entgegenjauchzten. Im Laderaume lag der Schiffer, steif und tot. Das war der vierte Kutter. — Am nächsten Morgen trug das Meer wildes Gewirr von Trümmern ans Land. Ein zerfetztes Netz, eine zerschrammte Kajütentür, ein zerfasertes Rettungsboot des Dampfers, Riemen mit seinem Namen, weitere Bootsplanken und gegen Abend das dritte Boot — oder war es das vierte? — Einen Tag später fanden die Männer am Strande einen toten Mann. Seine Kleidung war die eines Heizers. Seine Papiere lauteten auf den deutschen Namen, den der eine Heizer des vermißten Dampfers haben sollte. Da meinten auch die Fischer, daß der Dampfer mit Mann und Maus gesunken sei. Die Glocke der kleinen Kirche bekam viel Arbeit, zumal auch die nächsten Tage noch weitere Zeichen herbeitrugen....

Die Presse draußen im Lande vermerkte mit Genugtuung, daß ihre Nachricht sich — selbstverständlich — bewahrheitet habe.

Das „Radio"

Großmama hatte Geburtstag und ich mußte ihr etwas schenken. Sonst schenke ich Damen immer ein Fläschchen Parfüm, aber Großmama parfümiert sich schon lange nicht mehr, ja, ich glaube, sie hat sich nie parfümiert. In ihrer Jugend galt gut riechen noch als unmoralisch.

Was schenkt man einer Oma? Einen Lehnstuhl hat sie schon und auf mein Lichtbild legt sie keinen Wert. Ich bin nämlich keineswegs ihr Lieblingsenkel; ihr Lieblingsenkel ist Vetter Gustav, unser Familientrottel.

Halt, ich schenke ihr ein Radio!

Mittags, während Großmama ihr Nickerchen hielt, legte ich in der guten Stube die Leitung und abends erschien ich mit Empfangsgerät und Lautsprecher.

„Grüß Gott, liebste Oma, ich wünsche dir zum Geburtstag alles Gute, und hier habe ich dir auch etwas Schönes mitgebracht.

„Ich danke dir, lieber Karl! — O, wie hübsch! So ein schwarzlackiertes Nähkästchen habe ich mir schon immer gewünscht!"

„Das ist kein Nähkästchen, liebe Oma, das ist ein Radio. Etwas Hochfeines! Damit kannst du Berlin, London, Basel, Prag, Paris, Moskau, Mailand hören!"

„Wie entsetzlich!" stöhnte Großmama. „Weshalb tust du mir Greisin das an!"

„Wieso entsetzlich," staunte ich. „Du hörst damit die wunderschönste Musik, Vorträge, Opern! Hier durch diesen Lautsprecher!"

„Ach so," meinte Großmama nachsichtig, während ich die Leitung anschloß, „früher nannte man das ein Grammophon!"

„Nein, liebste Oma, dies hier ist etwas ganz anderes, eine ganz neue Erfindung!"

„O Gott! — Es ist sehr, sehr lieb von dir! — Aber weißt du, Karl, ich will mit neuen Erfindungen nichts zu tun haben. Meistens explodieren sie! — Da hatten wir einmal eine mechanische Petroleumlampe, dein verstorbener Onkel Oskar hatte sie mir geschenkt, du warst damals noch nicht geboren, und auf einmal bums explodierte sie!"

„Das ist hier vollkommen ausgeschlossen, Oma! Diese Erfindung beruht auf elektrischer Grundlage und —"

„Und auf einmal kriegt man einen elektrischen Schlag, oder es gibt Kurzschluß!"

Ich biß mir auf die Lippen und versuchte, das Radio auf eine Sendestation einzustellen. Aus dem Lautsprecher drangen einige abscheuliche Töne: ksss — — — tütülititütü — rchchch — — — iiiiii — — — gägägä — — —

„Es ist wunderschön," bestätigte Oma mit ergebener Leidensmiene. „Wirklich hübsch! Aber nun tue mir den einzigen Gefallen und lasse Anna das Radio hinaustragen!"

Mir kam die Galle hoch. „Aber du hast ja noch gar nicht richtig gehört!" bockte ich und drehte an dem Kondensator herum.

„Und auf einmal explodiert es!" wehklagte Oma.

„Jetzt habe ich eine Station! Nun hör mal!"

Und das Radio verkündete: „... Wenden wir uns nun der Zoologie dieses Landes zu. Das bekannteste Tier dieser Gegend ist das Stinktier. Obwohl klein und unscheinbar, spritzt es aus einer Drüse eine Flüssigkeit aus, welche den Menschen bis auf vier Wochen unerträglich verpestet!"

„Schöne Sachen machst du!" sagte Großmama. In einem Tone, als ob ich der Erfinder des Stinktieres wäre.

Verbissen hantierte ich dem Radio, um das Stinktier aus der Leitung zu kriegen. Jetzt meldete sich eine andere Stimme.

„... zu den schwierigsten Buchstaben des englischen Alphabets, dem th. Ich mache es Ihnen einmal vor: ßßßßß! Noch einmal: ßßßßß! Legen Sie die Zunge vorne an die Zähne und mit leichtgeöffnetem Mund: ßßßß! Bitte, verehrte Hörerinnen und Hörer, nochmals ßßß! Noch einmal ßßßß!"

„Mein Gott, jetzt soll ich auch noch ßßßß machen!" wimmerte Oma. „Bitte, lieber Karl, tue das Radio hinaus, ehe es explodiert! Damals die Petroleumlampe, die machte auch ßßßß, und dann auf einmal, bums, explodierte sie. Du warst damals noch nicht geboren."

Meine Ehre stand auf dem Spiel, ich mußte Oma zum Rundfunk bekehren! Jetzt gerade! Und wenn tausend Petroleumlampen vor meiner Geburt explodiert sind! Mich mühsam beherrschend, schraubte ich an sämtlichen Knöpfen des Empfangsgeräts — Musik kam näher —, ah, jetzt hab ich was eingefangen!"

Eine scheußliche Frauenstimme quäkte:

„Was machst du mit dem Knie, lieber Hans, mit dem Knü lieber Hans, beim Tanz...."

„Es ist aus „Traviata"!" log ich. „Caruso singt!"

„Wenn es aber doch explodiert?" beharrt Großmutter weinerlich. Mit einem Ruck stellte ich das Radio ab. Ich hatte eine Wut in mir, eine Wut auf Oma, auf das englische th, auf das Stinktier, auf mich, auf den Hans, auf das Knü, auf die „Traviata", auf die ganze Schöpfung! Ich beneidete die Petroleumlampe um ihr Vorrecht, zu explodieren. Oma schien Mitleid mit mir zu haben. „Komm, setz dich ein bißchen zu mir, Karl!" sagte sie sanft. „Wirklich, es ist wunderschön, das Radrio! Es macht mir sehr viel Freude! Aber du solltest nicht so viel Geld für mich ausgeben! Wirklich allerliebst, das Radrio! — Weißt du, wenn ich jetzt abends so allein bin, dann setze ich mich vor das Radrio und höre ein bißchen ßßßß, oder Caruso, — wirklich, ich bin dir sehr dankbar! Ich bin sehr froh, daß ich Radrio habe!" — Und dann, nach einer Pause:

„In welchem Geschäft hast du das Radrio gekauft? Ich möchte es nämlich gegen eine Wärmeflasche umtauschen!"

Gibt es gefahrlose Schlafmittel?

Die Schlaflosigkeit oder der unruhige, nervöse, gestörte Schlaf sind Erscheinungen, die in einem Zeitalter der immer mehr zurücktretenden allseitigen körperlichen Arbeit und somit auch der körperlichen Ermüdung in ständigem Wachstum begriffen sind. Schlaflosigkeit ist ein Charakteristikum des Großstadtmenschen und ihre Bekämpfung wird deshalb mit dem Wachstum unserer Städte, der Maschinisierung unserer Tagesarbeit, ein immer dringenderes Problem. Die Medizin ist darum neben der Bekämpfung der Entstehungsursachen vor allem bestrebt, ein brauchbares Schlafmittel zu finden. Die bisherigen Schlafmittel brachten viele Nachteile mit sich, die die Schlaflosen von ihrer Benutzung zurückschrecken. Vor allen Dingen bestand die Gefahr, der Nachwirkung nach dem Erwachen, die sich meist in Erschlaffung oder auch in Magenbeschwerden äußerte. Sanitätsrat Dr. Neumann berichtet nun in der „Medizinischen Klinik" über Versuche, die er mit einem neuen Schlafmittel gemacht hat. Er bestätigt zunächst, daß die Besorgnis der Schlaflosen in bezug auf die früher verwendeten Schlafmittel insofern berechtigt waren, als diese Schlafmittel nachgewiesenermaßen den Körper unverändert passieren. Das neue von ihm untersuchte Mittel Noctal, das innerhalb des Körpers durch Spaltung seiner Moleküle gewisse Veränderungen erfährt, besitzt einmal den Vorteil des Fehlens giftiger Nebenwirkungen und zum anderen die Eigenschaft, daß eine Gewöhnung an das Mittel, die zu stärkeren Dosen führt, nicht eintritt. Auf Grund mehrjähriger Beobachtungen stellt Sanitätsrat Dr. Neumann fest, daß der Wert dieses Schlafmittels nicht nur darin liegt, daß bei rechtzeitiger Einnahme, etwa gegen neun Uhr, eine sichere Einschläferung erreicht wird, sondern daß die Schlaftiefe, die erzielt wird, kurz nach dem Einschlafen eintritt, und wie beim normalen Schlaf gegen Morgen ein wenig abnimmt. Die Erklärung dieser Beobachtung sieht Sanitätsrat Dr. Neumann darin, daß das Schlafmittel im Innern des Körpers zersetzt und verändert wird, so daß innerhalb der normalen Schlafdauer seine Wirkungen vollständig verschwinden.

Ueber die Wirkungen auf den Magen berichtet Dr. Neumann folgendes: Die Verträglichkeit von seiten des Magendarmkanals illustriert mir der Fall einer Kollegenfrau, welche jegliche Einnahme von Medikamenten verweigerte, da Magenstörungen seit Jahren eine regelmäßige Folge waren. Bei der Benutzung des Noctalschlafmittels traten jedoch nach jahrelanger Anwendung niemals solche Beschwerden auf, es zeigten sich weder Appetitlosigkeit noch Magendrücken oder gar Erbrechen, wie sie oft nach anderen Medikamenten auftreten.

Ganz besonders bedeutungsvoll ist die Feststellung, daß alle mit dem Schlafmittel behandelten Patienten bereits nach einer halben Stunde eine angenehme Müdigkeit verspürten, und daß bei besonders intelligenten Leuten das wohltuende Gefühl eines traumlosen Schlafes und nach dem Erwachen das völlige Ausgeruhtsein und Frischegefühl eintrat. Gegen die Behauptung, daß durch das Noctal eine Steigerung des Blutdrucks eintrete, erklärt Dr. Neumann, daß seine Beobachtungen gerade bei alten Leuten und bei Fällen von Arterienverkalkung diese Behauptung nicht bestätigen, in keinem einzigen Falle traten Kopfschmerzen, Schwindelgefühle oder ähnliche Symptome auf, und auch von diesen Patienten wurden die geschilderten Annehmlichkeiten des Noctals ausdrücklich hervorgehoben. Dr. Neumann sieht deshalb in diesem Schlafmittel, das eine angenehme Einschläferung, genügende Schlaftiefe und erfrischtes Aufwachen zur Folge hat, ein geignetes Mittel zur Bekämpfung der Schlaflosigkeit, zumal es keinerlei Vergiftungserscheinungen und auch nicht den Fehler der Gewöhnung und stärkeren Dosierung mit sich bringt.

Dr. O. Bartling.

Mißverständnis

Von Maria Kamp.

Judas war ein großer Geizhals. Wortkarg und verschlossen. Nicht einmal seiner Frau vertraute er, was er mit seinem schönen Geld anfing. Er hatte den Ruf eines geschickten Goldschmiedes, und man sah ihn bis spät in die Nacht arbeiten. Dafür sorgten schon die vielen Hochzeiten, reiche Gutsbesitzer und galante Liebhaber.

Judas hatte in einem ausgetrockneten Brunnen, der mitten in seinem Hofe stand, einen länglichen Kasten ausgebrannter Erde versteckt, wo er nach und nach alle seine Ersparnisse verbarg. Er hatte sich geschworen, nicht zu ruhen, als bis der Kasten voll mit Gold gefüllt wäre. Aus Angst, im Alter verhungern zu müssen.

Jeden Morgen wiederholte sich die gleiche Szene. Sobald die harmlose Leila aufzählte, was sie zum Mittag und Abend-

essen besorgen wollte, schrie der geizige Judas: „Ach Gott, wieviel braucht man, um ihn zu füllen!"

Die arme Leila senkte betrübt den Kopf und dachte: „Was habe ich doch für einen geizigen Mann! Jeden Morgen wirft er mir meinen dicken Bauch vor und wieviel nötig ist, ihn zu füllen Als ob er keinen hätte!"

Tagtäglich drehte sich der guten Leila vor diesem Seufzer das Herz im Leibe um.

Eines Morgens brachte man Judas tot nach Hause. Araber hatten ihn erschlagen und seinen Laden geplündert. Leila beweinte lange Zeit ihren Mann. Was sollte aus ihr werden? Ohne Erwerb, keine Ersparnisse. Nicht eine Beziehung!

*

Die vierzig Trauertage waren noch nicht vorüber und Leila wurde schon mit Heiratsanträgen bestürmt. Die Freier wußten, was Leila allein nicht wußte: daß Judas viel Geld hinterlassen hatte

Leila blieb standhaft. Sie wies alle ab. Sie verbiß sich in ihren Schmerz.

Ein Mitgiftjäger, verschwenderisch und genußsüchtig, besaß die nötige Ausdauer und Geschicklichkeit. Er steckte sich hinter seine Mutter. Als Leila nach Ablauf der vorschriftsmäßigen Trauerzeit sich in das Frauenbad begab, schickte er schnell die Mutter hin. Diese umarmte die arme Leila, weinte mit ihr und tröstete sie.

„Mein armes Kind, so allein auf dieser bösen Welt. Und verzehrst dich doch vor Kummer. Warum willst du nicht heiraten? Sieh' meinen Sohn, so ein Prachtkerl!"

„Ich fürchte, daß auch er mir meinen dicken Bauch vorwerfen wird."

„Was, mein Sohn, dieser Idealist! Er, der keiner Fliege ein Haar krümmen kann! Auf Händen wird er dich tragen!"

Und Leila erlag.

*

Und die sanfte Leila übergab ihrem neuen Gemahl die Schlüssel des Hauses.

„Du bist mein Herr und ich bin deine Sklavin."

Der aber machte einen raschen Rundgang durch das Haus. Mühelos fand er im Brunnen den goldgefüllten Kasten. Er langte hinein, holte eine Hand voll Goldstücke heraus, deckte den Kasten wieder sorgfältig zu und eilte zu Leila. Triumphierend fragte er sie, was er zum Essen besorgen solle. Leila, an Sparsamkeit gewöhnt, verschlug es vor Staunen die Rede.

„Sprich nur," rief er, „brauchst keine Angst zu haben! Befiehl, was dein Herz begehrt! Ach Gott, wieviel braucht man, um ihn zu leeren!"

Leila wußte nicht, wie ihr geschah. Welcher Gegensatz zwischen den beiden! Der eine klagte, wieviel man brauchte, um ihn zu füllen, der andere bedauert, wieviel man braucht, um ihn zu leeren ...!

Franzl Schubert

Historische Skizze.

Der laue ungarische Sommerwind strich durch die Bäume, in deren Schatten übermütig-hell ein munterer Bach dahinfloß.

Am Ufer, auf einem großen, massigen Stein saß einer, der hatte einen grünen Frack an, trug eine Brille, hatte dunkles, vom Winde zerzaustes Haar und ein weiches gutmütiges Gesicht. Ein zerknittertes Stück Papier lag auf seinen Knien; er schrieb eine Weile darauf, blickte dann wieder sinnend hinauf zu den Baumwipfeln, dann wieder wie aufhorchend, forschend auf die kleinen dahineilenden Wellen und wiegte dabei so melodiös den Kopf, als gäbe es ringsum nichts weiter als Musik.

Noten auf Noten reihten sich auf dem Papier aneinander, dann kam ein dicker Strich darunter und als Ueberschrift die Worte: Bächlein, laß dein Rauschen sein.

Franz Schubert hatte eines seiner wundersamen Lieder vollendet.... Langsam stand er auf, legte die Hände auf den Rücken und ging dem Wege zu, der nach dem Gute Zelesz führte. Er war so voll von überströmenden Melodien, daß er es gar nicht merkte, daß der Himmel dunkler und der Wind stärker wurde.

Erst als ein heftiger Windstoß seine Frackschöße emporwirbelte, blickte er auf, sah die drohend heranziehenden Wolken, die Baumwipfel, die sich unter dem Druck des Windes ächzend bogen, und er wurde auf einmal ernst und nachdenklich.

Irgend ein plötzlicher Gedanke war ihm gekommen, der ihn stehen bleiben ließ. An einen Baum gelehnt, starrte er sinnend empor in das Toben und Wüten. An Wien dachte er dabei. An einen Großen, Unerreichbaren, der jedes Toben der Elemente zu seinem Lieblingstummelplatze erwählte: an Beethoven.

„Der Große! Der Göttliche!" flüsterte er leise. „Niemand wird ihn jemals herunterholen von seinem Königsthron. Wir alle sind ja nur seine Diener — auch ich."

Lange Zeit noch hatte Schubert an jenem Baume gestanden und kam dann endlich völlig eingeregnet in Zelesz an.

Graf Esterhazy, bei dem er dort als Hausmusiker für das erkleckliche Honorar von zwei Gulden angestellt war, machte ihm ob seines langen Ausbleibens Vorwürfe und wies darauf hin, daß die zu dem geplanten Konzert erschienenen Gäste und Musiker bereits warteten.

Jedoch schon eine halbe Stunde später stand Schubert in dem hell erleuchteten Saale im Kreise seiner Musiker und schlug mit dem Taktstock an das Notenpult.

Und dann begann es: Musik von Franzl Schubert!

War es nicht, als spräche der Frühling selbst? War es nicht, als reckten sich duftige Blumen in die Höhe, zitternd ihre Kelche öffnend? Und die Herzen gingen auf, öffneten sich, um jeden, jeden dieser Töne zu erfassen.

Franzl Schubert hatte das Haupt leicht zurückgelegt und lauschte mit seinem Ohr in das kleine Orchester hinein. So träumend, so sinnend blickten seine Augen, und um den Mund lag ein feines Lächeln, bei dem sich kaum merklich die Lippen bewegten, als wollten sie mitjubeln, mitklagen.

Als der letzte Akkord verklungen war, brauste ein Jubel durch den Raum, der schier nicht enden wollte.

Esterhazy trat auf den Komponisten zu und drückte ihm anerkennend die Hand. „Ich hätte eine Bitte, Freund Schubert. Ein Stück aus Ihrer H-moll-Symphonie!"

„Mit den wenigen Musikern?" wollte Schubert einwenden, aber er gab auf nochmaliges Bitten des Grafen nach. Oder war es noch etwas anderes, das ihn zum Nachgeben zwang? Waren es vielleicht die Augen der jungen Komtesse Karoline?

Der erste Satz der H-moll-Symphonie klang. Welch ein magisch-romantischer Zauber lag darin! Welch ein zarter Gesang über dem ruhigen Gemurmel! Dieses sehnsüchtige Mollthema, dieser bunte, bewegliche Melodienstrom, der bei aller Kraft so schimmernd, so hell und klar ist; diese Innigkeit ruhigen Glücks, eingehüllt in bezaubernde Klangschönheit. —

Als das Konzertprogramm, das der Graf selbst noch durch einige Baritongesänge erweitert hatte, zu Ende war, ging Schubert langsam hinauf auf die Veranda. Frisch und würzig drang die Luft in die Lungen. Drüben am Waldessaume lugte als altes, stilles Wunder der aufsteigende Mond hervor; irgendwo in der Nähe sang eine Amsel, und von der hohen Eiche herab tönte das schneidende Zirpen einer Zikade.

Ganz still, ganz andächtig stand Schubert da, und mehr und mehr stieg in ihm das Gefühl der Einsamkeit und Glücksverlassenheit auf. — „Ich glaub, das Glück ist immer nur dort, wo ich nicht bin!"

An sein bisheriges Leben dachte er und senkte langsam den Kopf. Immer der graue ernüchternde Kampf mit dem Alltag. Wie oft schon hatte er es versucht, eine feste Anstellung zu erhalten, die ihm Sorgenfreiheit gewährte; aber nichts war ihm gelungen. Und hier bei den Esterhazys? Das war schlimmer als schlimm! Der Graf war roh, die Gräfin stolz, nur die kleine Komtesse — — ja, das war es ja eben — das Karolinerl! Aber worauf hoffte er denn überhaupt, Warum ging er nicht auf und davon? Aus allen seinen Liedern klang das Sehnen nach Liebe — und nie hatte er sie gefunden. Ein paarmal wohl hatte sie lockend neben ihm gestanden, hatte ihn gestreift, aber dann, wenn er all seine zurückhaltende Schüchternheit endlich übermannt hatte und zugreifen wollte, dann war es zu spät.

Und doch tummelte er sich von Zeit zu Zeit so gern im lachenden Leben umher. Im lachenden Wien!

Es war eine schöne Zeit im schönen Wien. Trotz des grauen Alltags, trotz der Armut. Er dachte zurück an den frohen, treuen Freundeskreis. An Schober, den Lebenslustigen, Stürmenden, mit dem er zusammen gewohnt und unbekümmert in den Tag hineingelebt hatte; an Schwind, den jungen Maler, der die stille Naturfreude mitfühlend mit ihm geteilt hatte; an Vogl, den ernsten, selbstbewußten Sänger, der ein ebenso vielseitiger wie hochgebildeter Künstler war; an Bauernfeld, den Spottvogel; an Mayrhofer, den „wilden Verfasser", und an den guten, treuen Kuppelwieser.

Und in ihm klang und sang es: „Nach Wien! Nach Wien!" — Aber dazwischen läutete noch ein Glöckchen, das war unermüdlich und klang immer wieder: „Karolinerl! Karolinerl!"

Langsam ging er wieder in den Saal hinein. Dort hinten in der Ecke saß sie, ganz allein — das junge Komtesserl.

Er ging auf sie zu. Aber als er vor ihr stand, da war es wieder vorbei mit seinem Mut. Ob sie etwas ahnte? Aber sie ließ sich nichts merken und neckte ihn damit, daß er ihr bisher noch nicht eine einzige seiner Arbeiten dediziert hätte.

Da tat Franzl abermals einen tiefen Seufzer und sah sie mit seinen gutmütigen Augen treuherzig an. „Wozu denn?" sagte er. „Ihnen ist ja ohnehin alles von mir gewidmet!"

Dann trat er einen Schritt näher. „Karolinerl —!"

„Man kommt!" flüsterte das Mädchen und wandte sich der Mutter zu. — Ganz allein stand Schubert da und sah lange, sinnend vor sich hin.

„Ein Aff, ein narrischer, war ich! Was bild ich mir denn ein? So ein Musikant, so ein armer, der paßt nicht gut zum Komtesserl! Wie sagte der gute Vogel immer zu mir? Mußts abschütteln, Franzl, mußts abschütteln! Ja, das hab ich bisher immer tun müssen, tu es auch jetzt und werds wohl tun müssen, so lang ich leb. — — Abschütteln, immer abschütteln", sagte er leise vor sich und ging langsam hinaus.

Der Abend war zu Ende, die Gäste waren fort. Und als über Zelesz bereits die stille nächtliche Ruhe lag, saß Franzl Schubert noch immer über sein Papier gebeugt und schrieb und schrieb. Dann, als er fertig war, stellte er die noch feuchten Noten vor sich auf das Klavier und spielte ganz leise, um niemand im Hause zu stören. Und leise sang er dazu:

„Nicht klagen! Nicht klagen!
Was dir bestimmt, mußt du ertragen — —."

Die vorsorgliche Sächsin

Von Hans Bauer.

In Leipzig stieg eine Frau in unser Kupee. Sie balancierte einen Koffer in das Gepäcknetz, stellte eine Handtasche neben sich und legte ein verschnürtes Paket auf den Schoß. Diese Betätigung nahm geraume Zeit in Anspruch. Dann fragte sie ihren Nebenmann zur Rechten:

„Se endschuldjn giedichsd, awr das is doch dr Zuch for de Schrecke Biddrfeld-Berlin?"

Der Nachbar zur Rechten bestätigte es. Worauf sie sich an den Nachbar zur Linken wandte:

„Bloß, daßj nicht edwa in falschn Zuch geschdiegn bin. Ich bin doch richdj hier."

Auch der Nachbar zur Linken versicherte ihr, daß der Zug über Bitterfeld nach Berlin fahre.

Drei Stationen hinter Leipzig wurde die Frau unruhig:

„Simmr dn nich schon in Biddrfeld?", fragte sie. Sie erhob sich ein wenig vom Sitz, um gegebenenfalls auf ihren Koffer stürzen zu können.

„E wo, liebe Frau," lächelte ihr Nachbar, „mr sinn noch lange nich in Biddrfeld. Es sinn noch — er überlegte ein wenig, — es sinn noch sechs Schdatsionen bis Biddrfeld."

Auf der nächsten Station neigte sich die Frau zu ihrem Nachbar zur Linken, verzog ihren Mund zu einem unmöglichen Feixen und bat:

„Se sinn doch wohl so freindlich un saachnmmu, wenn j in Biddrfeld bin. Das hier issis doch nich edwa schon?"

„Nee, nee," antwortete der Herr, „sinn noch fimf Schdatsionen bis Biddrfeld."

Daraufhin fragte die Frau auf der nächsten Station, wie weit es noch bis Bitterfeld sei und auf der übernächsten erkundigte sie sich, ob Bitterfeld bereits erreicht wäre.

Zwei Stationen vor Bitterfeld lehnte sie sich zum Fenster hinaus, rief umständlich den Schaffner heran, entschuldigte sich, daß sie die Strecke zum erstenmal fahre, und fragte, wieviel Stationen es noch bis Bitterfeld seien.

Als der Zug in die nächste Station einfuhr, erbat sie vom Kupee Auskunft darüber, ob Bitterfeld die nächste Ortschaft sei.

Fünf Minuten später hielt der Zug auf offener Strecke. Rechts waren Bäume, nichts als Bäume, und links breitete sich, so weit das Auge reichte, eine saftige, grüne Wiese.

„Biddrfeld," sagte die Frau triumphierend.

„Awr, das is doch nich Biddrfeld," wurde sie von den Mitfahrenden belehrt, „dr Zuch häld doch off offner Schdrege."

„Warum häldr denn off offner Schdregge?" fragte die Frau maßlos geängstigt.

„Nur," wurde ihr erwidert, „'r werd geene Einfahrd hamm."

Die Frau fühlte ihr Wissen wesentlich bereichert. „Des drweechn haddr geena Einfahrd, weilr haldn muß."

Ein weniges darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung und erreichte nun bald Bitterfeld.

„Biddrfeld", tönte es der Frau von rechts und links um die Ohren. „Biddrfeld, Sie müssen aussteigen."

Aber die Frau hatte es gar nicht so eilig. „Ich willje gar nich nach Biddrfeld," sagte sie etwas schüchtern, „ich willje nach Berlin, awr nich wahr, mr muß doch vorher immr anfangn sich ferdoj ze machn."

Geiz und Gattenliebe

An beiden Ufern der Wjätka wohnt das Volk der Wotjäken. Die Wotjäken gehören zu jener Menschenklasse, deren Hauptseigenschaft die bekannte Wurzel alles Uebels ist — der Geiz.

Ein solcher Wotjäke erscheint eines Tages beim Arzt der nächsten Stadt. „Väterchen," sagt er, „ich habe erfahren, daß du Augen machst. Hier ist meine blinde Frau. Sie könnte noch arbeiten, wenn sie Augen hätte. Kannst du ihr welche machen?"

Der Arzt untersucht die Kranke und findet, daß eine leichte Operation genügt, das Uebel zu beseitigen; er erklärt ihm, sie wieder sehend machen zu können.

„Schön, was kostet denn bei dir das Augenmachen?" fragte der Wotjäke.

„Kannst du mir zehn Rubel geben?" erwidert der Arzt.

„Nein, Väterchen, das ist zu viel, nimm sechs Rubel!"

Gut, ich will mit sechs Rubeln begnügen."

„Und machst du für sechs Rubel beide Augen?"

„Beide — — — versteht sich!"

„Gut," erklärt hierauf triumphierend der Wotjäke, „hier hast du drei Rubel, Väterchen, mache nur ein Auge, sie hat an einem genug."

*

Ein Schotte (auch die Schotten werden in zahllosen Anekdoten als sehr geizig geschildert) wäre gern einmal mit einem Flugzeug geflogen, scheute aber die Kosten. Schließlich glückte es ihm, sich mit einem Flieger anzubiedern, der ihn und seine Frau kostenlos mit nach Paris nehmen wollte. Allerdings — denn der Pilot wollte auch seinen Spaß haben — mußte sich unser guter Schotte verpflichten, auf der ganzen Fahrt nicht den geringsten Laut von sich zu geben, anderenfalls sollte er den üblichen Preis bezahlen. Ueber dem Kanal vollführte der Flieger einige gewagte Sturzflüge, in der Hoffnung, sein Freund würde vor Schreck aufschreien. Aber ohne Erfolg. Am Ziel beglückwünschte der Pilot den Aberdonier zu dem bewiesenen Mut. — „Mensch!" erwiderte dieser, „das war eine verfl.... schwierige Geschichte, besonders, als meine Frau in den Kanal fiel."

*

Ein Franzose (die Franzosen sind auch nicht gerade verschwenderisch) wacht eines Morgens auf und gewahrt, daß seine Frau in der Nacht gestorben ist. Er springt aus dem Bett und rennt auf den Flur hinaus.

Hier ruft er nach der Köchin.

„Was ist denn los?" fragt diese.

„Heute brauchen Sie zum Frühstück nur ein Ei kochen," gibt ihr der Hausherr sachliche Anweisung.

*

Lehmann in Pasewalk war weit und breit wegen seiner außerordentlichen Sparsamkeit bekannt, die Böswillige als Geiz bezeichneten. „Sag mal, Lehmann," fragte ihn neulich ein guter Bekannter, „ich glaube, du hast in diesem Jahr nicht einmal etwas für das Geburtstagsgeschenk deiner Frau ausgegeben." — „Doch, doch," erwiderte Lehmann eifrig. „Ich schwankte zwar zuerst etwas, als der Geburtstag herankam; aber dann habe ich drei Mark für eine Anzeige geopfert, daß sie Näharbeiten annimmt."

Merkworte

Es wachsen oft tausend große Gedanken im Garten unserer Seele, sprossen darin auf wie Blüten in reicher Fülle. Aber es ist uns in den meisten Fällen nicht gegeben, sie zu formen und zu Taten zu gestalten.

*

Auch die leidbeschwerten, dunklen Tage tragen volle Segensschalen. Wenn wir nur ihren tieferen Sinn erfassen; wenn wir in Treue gegen die Gottes- und Lebensgesetze der dunklen Tage heilige Aufgaben lösen!

*

Stärker ist eine Leidenschaft, wenn sie ruhiger ist.

*

Das Leben hat weit mehr Schauspieler als das Theater.

*

Kannst du lesen, so sollst du verstehen; kannst du schreiben, so mußt du etwas wissen; kannst du glauben, so sollst du begreifen, wenn du begehrst, wirst du sollen; wenn du forderst, wirst du nicht erlangen; und wenn du erfahren bist, sollst du nutzen.

*

Man mag sein Ehrenschild noch so blank polieren. Er muß an die Sonne, wenn er leuchten soll.